

Vorbericht über die Grabungen 2002 in der Schnabelgasse 6

Sylvia Rodel

<https://doi.org/10.12685/jbab.2002.115-124>
CC BY 4.0

Schlüsselwörter

Basel (BS), Mittelalter, Neuzeit, Baubefunde, Latrine, Keller, Mörtelboden, Hinterhaus, Bäcker.

mots-clef

Bâle (ville), Moyen Age, temps modernes, structures de construction, latrines, cave, plancher à mortier, maison sur la cour, boulanger.

key-words

Basle (city of), Middle Ages, modern period, evidence of construction, latrine, cellar, mortar floor, back-building, baker.

Zusammenfassung

Bei den archäologischen Untersuchungen im Hinterhof der Liegenschaft Schnabelgasse 6 kamen auf kleinster Fläche zahlreiche Befunde zum Vorschein – Zeugnisse einer regen Bautätigkeit, die im Hochmittelalter einsetzte und bis ins 20. Jahrhundert hinein fortdauerte.

Als Überraschung darf die Entdeckung einer Latrine aus dem 12. Jahrhundert bezeichnet werden. Sie gehört, zusammen mit hochmittelalterlichen Mauerteilen des Vorderhauses, zur ältesten nachweisbaren Überbauung auf der Parzelle. Ein Mör-

telboden und zugehörige Mauerreste können als Relikte eines Hinterhauses des 14. Jahrhunderts gedeutet werden, welches im 15. / 16. Jahrhundert durch einen Anbau erweitert wurde. Die zahlreichen Holzkohlen, angezielten Lehmbrocken und verbrannten Dachziegel in der Verfüllung der Strukturen lassen auf einen Hausbrand schliessen, der dank urkundlicher Erwähnung historisch ins Jahr 1556 datiert werden kann. Nach der Zerstörung des Hinterhauses wurde der Hof ausplaniert und im Zuge einer Hauserweiterung verkleinert. Im 19. Jahrhundert folgten mehrere An- und Umbauten im Hof, der erneut ausplaniert und mit einem Kopfsteinpflaster versehen wurde.

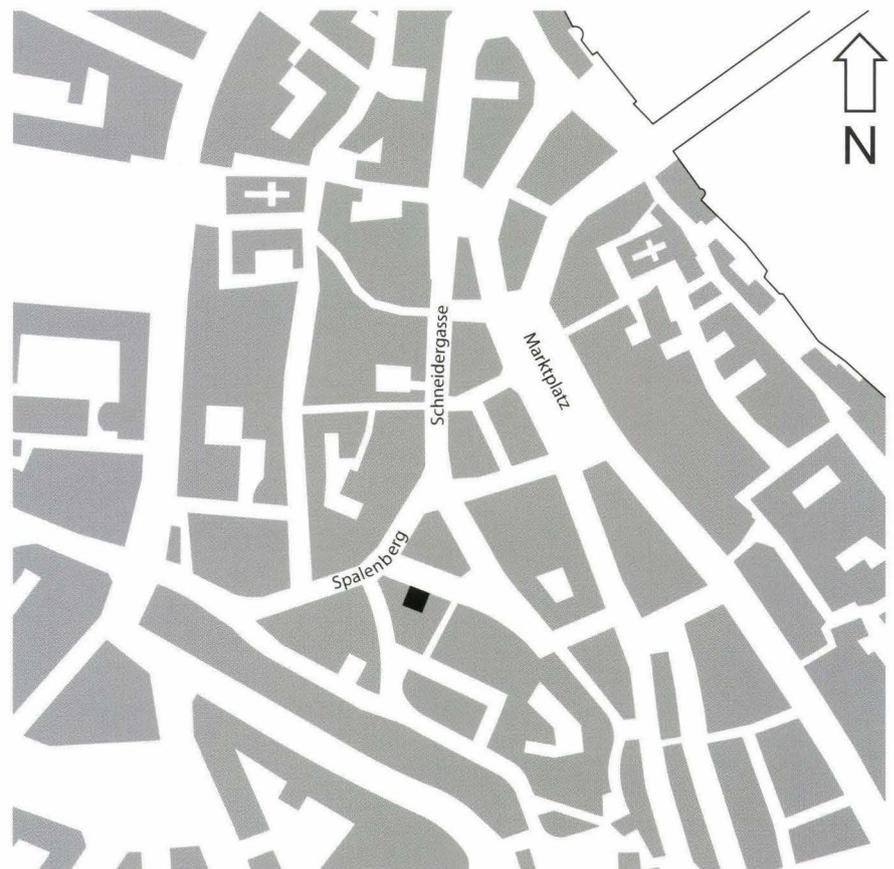


Abb. 1 Schnabelgasse 6 (2002/15). Die Parzelle Schnabelgasse 6 liegt inmitten der Altstadt. Auf dem Ausschnitt ist die Liegenschaft schwarz eingetragen. – Umzeichnung: Catrin Glaser.

Die Ausführungen beziehen sich ferner auf die weitgehend unbekannt einstige Parzellenstruktur dieses Stadtviertels und die historisch überlieferte Nutzung der Liegenschaft durch Bäcker.

Vorbemerkungen

Der vorliegende Aufsatz beschränkt sich auf diejenigen Aussagen zur Archäologie und Baugeschichte, welche vor dem definitiven Abschluss der Baubegleitung und vor der Auswertung des Fundmaterials möglich waren. Der Schwerpunkt liegt bei den mittelalterlichen Befunden und den historischen Überlieferungen aus jener Zeit. Eine spätere, umfassende Auswertung der Funde und Befunde und insbesondere die Analysen der sedimentologischen und organischen Proben versprechen interessante Resultate, die weiteres Licht auf die Geschichte des Hauses und seiner Bewohner werfen können.

Die Liegenschaft zwischen den Wirtschaften «zum Schnabel» und «Spalenburg» erhielt ihre heutige Gestalt im Wesentlichen durch Umbauten im Jahre 1876 und um 1902, als das Niveau im Bereich des strassenseitigen, unterkellerten Teils des Wohn- und Geschäftshauses abgesenkt wurde. Das Haus steht im ältesten Innerstadtbereich, in nächster Nähe zur ehemaligen «Getreidestrasse», die vom Elsass her durchs Spalentor und den Spalenberg hinunter an den Fischmarkt führte (Abb. 1). Nördlich und südöstlich anschliessend, entlang der heutigen Gerbergasse / Münzgasse / Schneidergasse lag die Gewerbezone der Gerber, Müller und Färber. Die Lebensader ihrer Werkstätten, der Rümelinbach, floss damals noch offen durch die Innerstadt und trieb u. a. eine Getreidemühle an, die «Rümelin Mühle» am Ostrand des Rümelinplatzes.

Das Anwesen stand über ein Jahr lang leer, bevor der neue Besitzer diverse Umbauten im Haus und eine vollständige Unterkellerung des Hinterhofes vornehmen liess. Da die Archäologische Bodenforschung frühzeitig über die Umbaupläne informiert worden war, wurde es möglich, in bestem Einvernehmen mit allen Beteiligten vor dem Vorliegen der Baubewilligung mit den archäologischen Ausgrabungen zu beginnen sowie baubegleitend ergänzende Untersuchungen durchzuführen¹.

Inhalt

116	1. Die archäologischen Befunde
117	1.1 Phase I: Hochmittelalter
117	1.2 Phase II: Spätmittelalter
120	1.3 Phase III: Jüngere Befunde
121	2. Das Haus «zum durren Sod» und seine Eigentümer
122	3. Zum Bäckergerwerbe in der mittelalterlichen Stadt
123	4. Schlussbemerkung

1. Die archäologischen Befunde

Archäologisch untersucht wurden Flächen im Hinterhöflein und im Bereich der neuzeitlichen Hauserweiterung zwischen

Hoffassade und Vorderhaus. Maueruntersuchungen im Keller des Vorderhauses ergänzten die Beobachtungen.

Der südliche Teil der Parzelle liegt im kiesigen Abhang des Gemsberges. Im modernen Strassenbild lässt sich die ursprüngliche Topographie anhand der Steigung des Spalenberges / Gemsberges und der Treppenstufen des Trillengässleins noch heute gut ablesen. Aufgrund der Lage des Hinterhofes «im Hang» und des Fehlens früher historischer Überlieferungen kamen die mittelalterlichen Bauzeugnisse ziemlich unerwartet zum Vorschein.

Der natürliche graue Rheinschotter (Hangkies des Gemsberges) konnte überall gefasst werden. In einem ungestörten Streifen entlang der südlichen Hangstützmauer wurde er auf rund 261.70 Meter ü. M. angetroffen. Die sonst üblichen, darüber liegenden Verwitterungs- und Humushorizonte fehlten im ganzen Untersuchungsgebiet, was darauf schliessen lässt, dass diese künstlich abgetragen wurden.

Abb. 2 Schnabelgasse 6 (2002/15). Plan der hochmittelalterlichen Befunde. – Zeichnung: Catrin Glaser. – Massstab 1:200.

Legende

- 1 Latrine (12. Jh.)
- 2 Vorderhaus, Südmauer (13./14. Jh.)

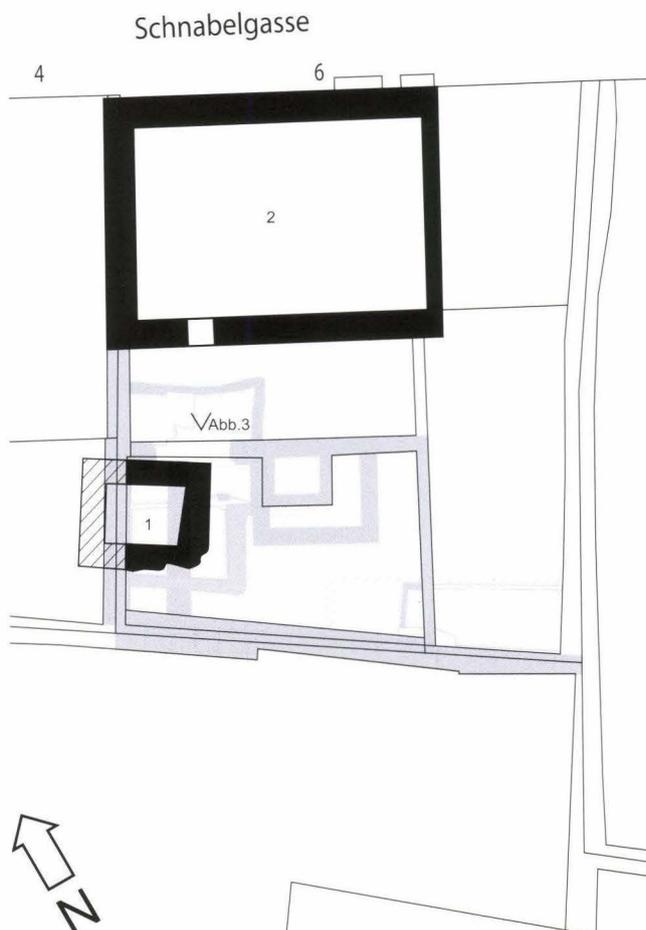
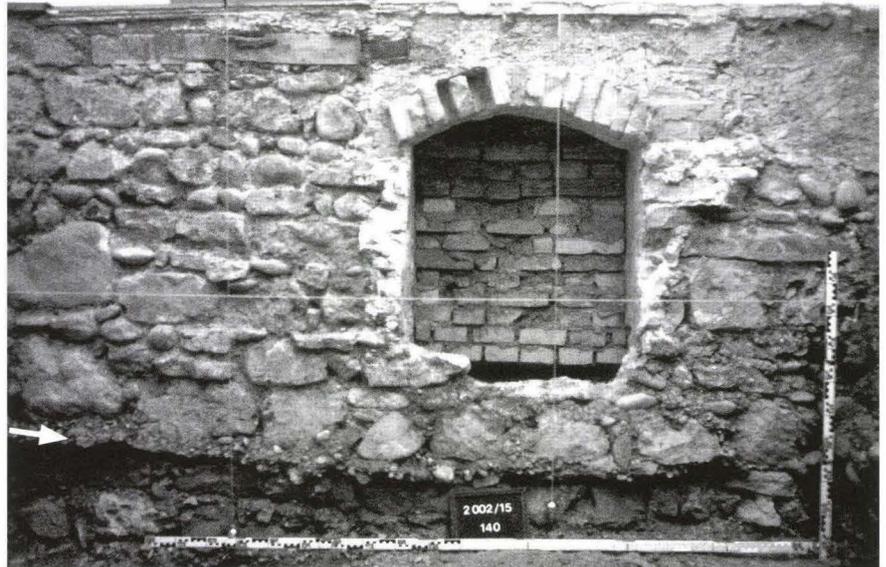


Abb. 3 Schnabelgasse 6 (2002/15). Blick von Süden auf die hofseitige Kellermauer des Vorderhauses. Über der Mörtelbraue (mit Pfeil markiert): Mauerwerk des hochmittelalterlichen Hausfundamentes mit nachträglich eingebautem neuzeitlichen Lüftungsfenster für den Keller. Unter der Mörtelbraue: die Steinquader der Unterfangung zum Einbau des spätmittelalterlichen Kellers. – Foto: Sylvia Rodel.



1.1 Phase I: Hochmittelalter

Als älteste Bausubstanz ist die Latrine zu nennen (Abb. 2.1). Das qualitativ hervorragende, fast einen Meter dicke und bis zu 2,8 Meter hoch erhaltene Mauerwerk aus regelmässig verlegten Kalksteinen umschloss ein Viereck von ca. 2 mal 1,5 Metern, welches leicht nach Westen versetzt unter die Parzellenmauer reichte. Die Lage der Latrine mitten im ursprünglichen Hangbereich lässt darauf schliessen, dass im Hochmittelalter bereits ein Hof und wahrscheinlich auch eine Hangstützmauer zum Gemsberg hin vorhanden waren. Spuren eines zugehörigen Gebäudes aus jener Zeit konnten jedoch nicht nachgewiesen werden.

Der Mauermörtel und die an die Latrinenwände anstossenden Kiesschichten zeigten starke grünlich-gelbe Phosphat-Verfärbungen, was auf eine lange Benutzungszeit der Latrine hindeutet². Vor der Auflassung wurde die Latrine ausgeschöpft. Der originale Latrineninhalt war nur noch rudimentär, in Form einer ca. 5 cm dicken, dunklen, zähen, an organischen Resten reichen Schicht vorhanden, welche an den Latrinenwänden klebte und keine Funde enthielt. Die unterste (sekundäre) Verfüllungsschicht enthielt u. a. mehrere Töpfe, die typologisch in die Zeit von 1200 datiert werden können³. Sie liefern den terminus ante (12. Jahrhundert) für die Bau- und Nutzungszeit der Latrine. Ein Bau schon im 11. Jahrhundert ist – in Anbetracht der langen Benutzungszeit – nicht auszuschliessen.

Bemerkenswert ist die massive Häufung von Hornzapfen und Schädelfragmenten in der Latrinenverfüllung. Die Überreste stammen von Ziegen und Schafen und können als Abfall einer Hornmanufaktur gedeutet werden⁴. Die Rohstoffe zur Herstellung von Hornauflagen oder Trinkhörnern (Tierschädel) fielen in den nahe gelegenen Gerbereien an, welche ihre Tierfelle mitsamt dem Kopf kauften.

Das Vorderhaus hat seinen Ursprung im späten 13. Jahrhundert. Darauf weisen die archäologischen Befunde an der südlichen

Kellerwand (Abb. 2.2) und Maueruntersuchungen der Denkmalpflege in den oberen Stockwerken des Hauses⁵.

Die Mauergrube des Hausfundamentes wurde mit rund 1,5 Metern ungewöhnlich breit angelegt, was auf das lockere, instabile Kiesmaterial in diesem Bodenbereich zurückzuführen ist. Verfüllt wurde sie mit sterilen, grauen und rötlich-lehmigen Kiesschichten. Mittelalterliche Planierschichten schlossen die Struktur gegen oben ab.

Das originale Mauerwerk war nur noch teilweise erhalten, so auch im südlichen Fundament des Hauses (Abb. 3). Die Mauer bestand hier im Wesentlichen aus Kalksteinen und grossen Rheinwacken (Durchmesser bis 40 cm!) sowie vereinzelt grobkörnigen Sandsteinen und Zwischenlagen aus kleineren Gerölln. Mit einer Mörtelbraue, die vom Fundament der anstossenden Parzellenmauer ausging, konnte ein Bauhorizont gefasst werden. Er markiert den Ansatz einer späteren Unterfangung, die sich durch einen Wechsel des Baumaterials und des verwendeten Mörtels in den darunter liegenden Mauerteilen abzeichnet⁶. Derselbe Mörtel konnte auch an der Keller-Innenwand beobachtet werden, in der zudem einzelne Backsteine verbaut waren. Diese Beobachtung sowie der Nachweis eines Keller-Eckverbandes lassen den Schluss zu, dass das Hausfundament im Spätmittelalter von Norden her unterfangen und ein Keller eingebaut wurde. Dieser Keller nimmt allerdings nicht die gesamte Breite der Liegenschaft ein; die östliche Kellermauer trennt einen schmaleren, nicht unterkellerten Bereich ab.

1.2 Phase II: Spätmittelalter

Die westliche Parzellenmauer (Abb. 4.3) spannt in einem Bogen aus hochkant gestellten Kalksteinen über die Latrinenwände (Abb. 5). Beim Anlegen des spätmittelalterlichen Mörtelbodens (s. u.) wurde der Bogen mit roten Sandsteinen untermauert und ein kleiner Stützsockel darunter gestellt, um den nun sichtbar gewordenen Hohlraum in der Wand zu verschliessen.

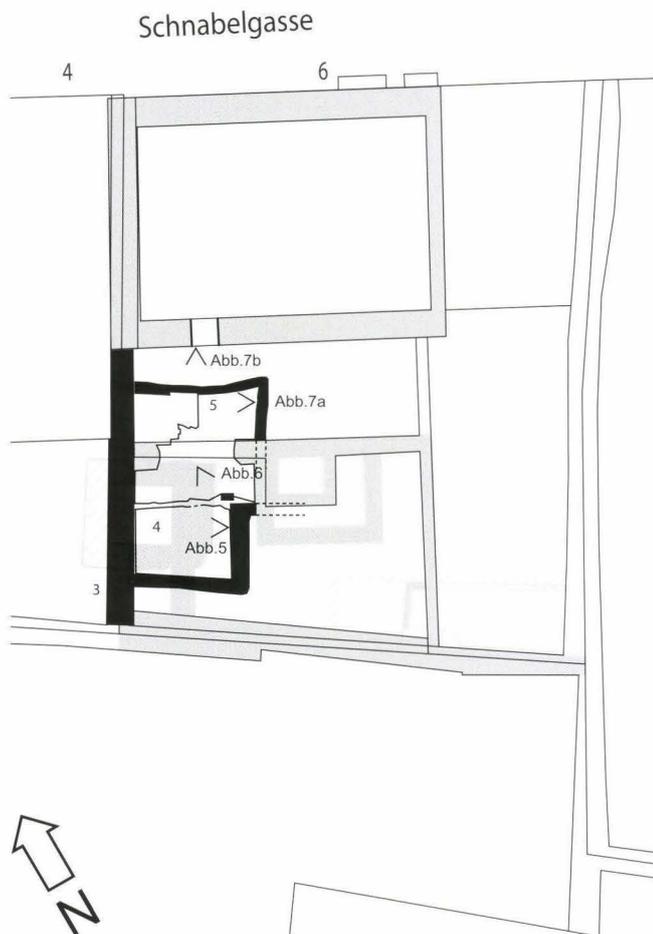


Abb. 4 Schnabelgasse 6 (2002/15). Plan der spätmittelalterlichen Befunde. – Zeichnung: Catrin Glaser. – Massstab 1:200.

Legende

- 3 Parzellenmauer (frühes 14. Jh.)
- 4 Gebäudeteil A (14. Jh.)
- 5 Gebäudeteil B (15./16. Jh.)

Im Norden stösst die Parzellenmauer an das Vorderhaus an. Das Fundament wurde hier in die Fundamentgrube des Vorderhauses hineingestellt. Das originale aufgehende Mauerwerk konnte wegen einer neuzeitlichen Backstein-Vormauerung nicht untersucht werden. Die Bauweise des Fundamentes mit Kieselwacken und vereinzelt Einschüssen von Kalksteinen und Baukeramik sowie die durch die Befunde gestützte relativ-chronologische Position der Mauer datieren die Parzellenmauer ins frühe 14. Jahrhundert.

Im Hof fasste man mit einem Mörtelboden und den zugehörigen Mauern die Überreste eines Gebäudes aus dem 14. Jahrhundert, das wir als Gebäudeteil A bezeichnen (Abb. 4.4). Die Südmauer dieses Gebäudes stiess an die Parzellenmauer an. Sie ähnelte in ihrer Bauweise der Parzellenmauer, enthielt aber vermehrt Baukeramik und ist ein wenig jünger zu datieren. Die Mauer stand im Mörtelverband mit der Ostwange, einer Kalksteinmauer, die im Norden mit einem gerade abschliessenden Mauerkopf endete. Eine weitere, nach Osten abzweigende, nur noch im Fundamentbereich sichtbare Mauerzunge konnte nicht gedeutet werden, da diese Schlüsselstelle im Zuge der neuzeitlichen Hofüberbauung fast vollständig zerstört worden war.

Der Fussboden bestand aus zwei übereinander liegenden Mörtellagen, die durch eine Schicht roten Sandsteinmehls voneinander getrennt waren (Abb. 6). Der untere Mörtelboden war in gutem Zustand. Einzig im Westen war durch Senkungen des Latrineneinhaltes ein Teil des Bodens en bloc in die Latrine abgesackt. Die obere Mörtellage (Flickbelag?) war hingegen bröckelig, uneben und nur noch teilweise erhalten.

Nördlich anschliessend konnte der Mörtelboden eines zweiten Gebäudeteiles B gefasst werden (Abb. 4.5): Dieser Fussboden, der im Nordwesten mit einem Kopfsteinpflaster (Flickstelle?) ergänzt wurde, schloss im Norden und Osten an eine Backsteinmauer an, deren Innenseite stellenweise Reste eines Wandverputzes zeigte (Abb. 7a). Die Mörtelschicht diente als Unterlage für einen Tonplattenboden. Ein Teil des originalen Plattenbe-



Abb. 5 Schnabelgasse 6 (2002/15). Blick von Osten auf die westliche Parzellenmauer. Zu erkennen ist das Mauerfundament mit Stützbogen und Sandstein-Untermauerung. Links daneben und im Vordergrund: Abbruchkrone der Latrinenuaer. Am linken Bildrand: die Südmauer von Gebäudeteil A. – Foto: Catrin Glaser.

Abb. 6 Schnabelgasse 6 (2002/15). Mörtelboden von Gebäudeteil A: Blick von Nordwesten auf die zwei Mörtellagen mit Trennschicht aus rotem Sandsteinmehl. Rechts im Vordergrund: Latrinenmauer. Links unten ist ein dunkles Lehmband als Zäsur und der Ansatz des Mörtelbodens von Gebäudeteil B zu erkennen. – Foto: Catrin Glaser.



Abb. 7a Schnabelgasse 6 (2002/15). Mörtelboden von Gebäudeteil B. Blick von Osten auf den nördlichen Gebäudeabschnitt mit Backsteinmauer und zugehörigem Mörtel-/Tonplattenboden sowie Kopfsteinpflaster (Flickstelle?) im Westen. – Foto: Catrin Glaser.



lages konnte im Westen gefasst werden, im übrigen Bereich zeichneten sich im Mörtel Negative der Tonplatten ab (Abb. 7b). Dieser Fussboden lag nicht auf natürlichen Kiesschichten, sondern auf einer spätmittelalterlichen Planierschicht des 15. / 16. Jahrhunderts (terminus post quem).

Zwischen den beiden spätmittelalterlichen Mörtelböden von A und B bestand eine deutliche Zäsur in Form eines dunklen Lehmbandes – ein Hinweis auf zwei voneinander unabhängige Konstruktionen oder auf eine Art Trennwand zur Unterteilung eines Gebäudes? Die Tatsache, dass beide Böden auf gleichem Niveau angelegt und nach dem Abbruch offensichtlich in einem Zug verfüllt worden waren, lässt auf eine gleichzeitige Nutzung beider Gebäudeteile schliessen. Möglicherweise gab es dazwischen eine Konstruktion zur Trennung in zwei verschiedene (Arbeits-)Bereiche. Während Gebäudeteil A dem 14. Jahrhundert zugewiesen werden kann, ist der jüngere Grundriss B als Anbau des 15. oder 16. Jahrhunderts zu interpretieren, womit das ursprüngliche Gebäude erneuert und/oder erweitert wurde. Die beiden freigelegten Hausgrundrisse (Abb. 4.4 und 4.5) bezeichnen demnach ein spätmittelalterliches Gebäude – wohl ein Hinterhaus im Hof. An den archäologischen Befunden ist die Funktion des Gebäudes nicht ablesbar. Doch historische Quellen belegen, dass das Grundstück ab dem späten 14. Jahrhundert bis ins 16. Jahrhundert im Besitz von Bäckern war, und es ist anzunehmen, dass hier zumindest zeitweise auch eine Bäckerei betrieben wurde. Das Hinterhaus kann anhand der Befunde und der Funde in der Planierschicht genau in diesen Zeitraum datiert werden. Ein funktioneller Zusammenhang des Gebäudes mit einer Bäckerei (Backstube?) ist zu vermuten; leider fehlen jedoch Befunde, die eindeutig einem Backofen zugeordnet werden könnten.

Das Hinterhaus wurde im 16. Jahrhundert abgebrochen und das Terrain mit Brand- und Bauschutt planiert, der Geschirr- und Ofenkeramik, v.a. aber Holzkohle, angezielte

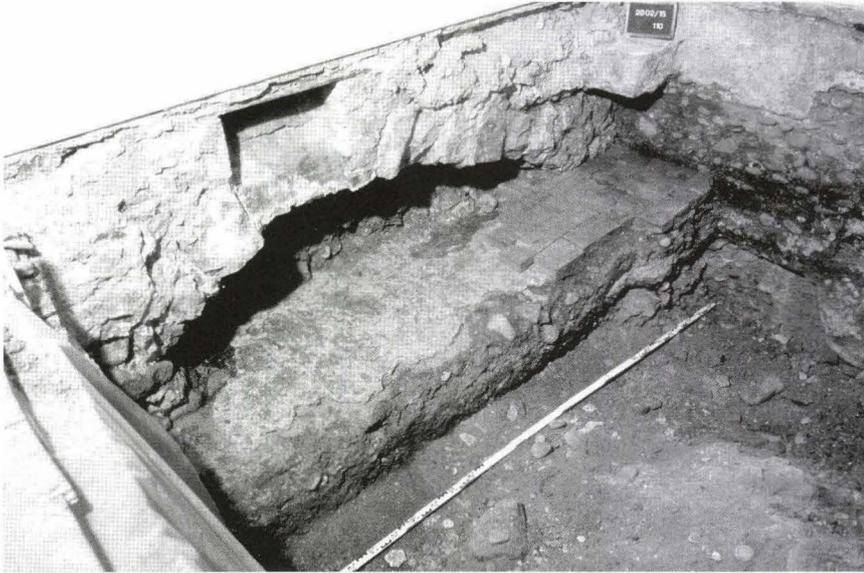


Abb. 7b Schnabelgasse 6 (2002/15). Mörtelboden von Gebäudeteil B: Blick von Norden auf den südlichen Gebäudeabschnitt mit Resten des originalen Tonplattenbelages und Platten-Negativen (im Vordergrund). Darüber Stützbogen und Fundament der neuzeitlichen Hauserweiterung gegen Süden. – Foto: Catrin Glaser.

Lehmbrocken und zahlreiche, meist verbrannte Dachziegel enthielt. Im Osten erstreckte sich zwischen zwei Dachziegellagen ein feuchtes, bis zu 30 cm dickes, schwarzes Schichtpaket. Wie sich herausstellte, bestand die ungewöhnliche Schicht aus einer Schüttung holzkohleartiger Brandreste⁷ mit Einschlüssen von Lehmbrocken, welche eine flach abgestrichene, angezielte Oberfläche aufwies. Über das Aussehen des Hinterhauses lassen sich nur Vermutungen anstellen. Die vorhandenen Mauern, die Holzkohlen, der angezielte Lehm und die verbrannten Dachziegel sprechen am ehesten für einen Fachwerkbau mit steinernem Unterbau und Ziegeldach. Das Gebäude ist vor dem Abbruch offenbar einem Brand zum Opfer gefallen (vgl. Kap. 2).

1.3 Phase III: Jüngere Befunde

Nach der Zerstörung des spätmittelalterlichen Hinterhauses wurde der Hof ausplaniert. Es folgte ca. im frühen 17. Jahrhundert eine Erweiterung des Vorderhauses gegen Süden, wobei der Hof um ca. 2,5 Meter verkürzt wurde (Abb. 8.6)⁸.

Im 19. Jahrhundert wurde das Hofareal mehrmals umgestaltet. Der Hof wurde dabei erneut planiert und erhielt ein Kopfsteinpflaster.

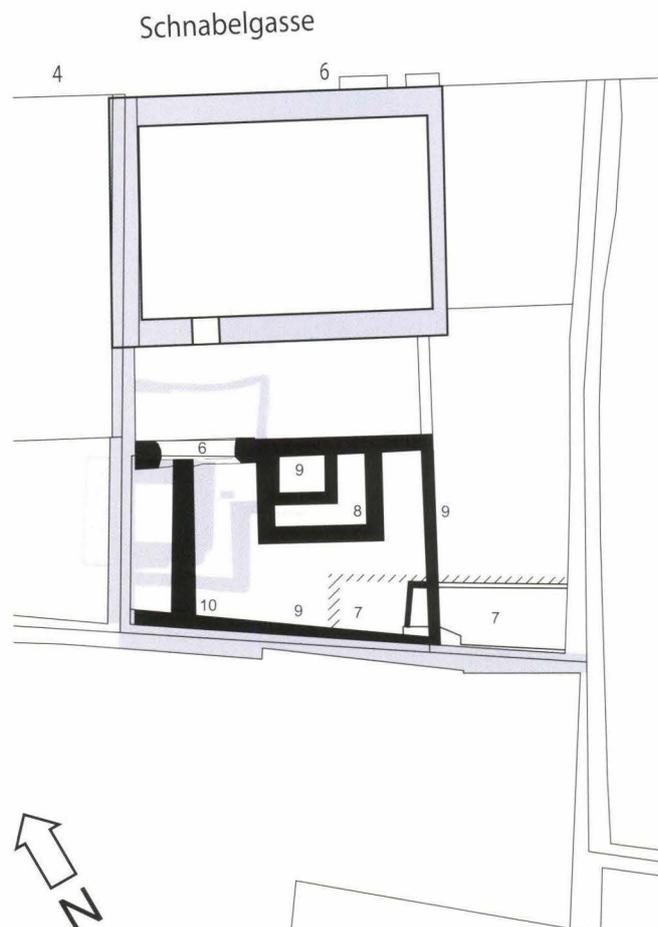
Unter dem bestehenden östlichen Flügelbau wurde ein schmaler «Kellerschacht» mit stark versintertem Wandverputz angetroffen. Er öffnete sich hofseitig in eine Art Vorkammer, die aus Kunststein gemauert war und Reste eines weissen Plättchenbelags zeigte (Abb. 8.7). Reste von Steinzeug- und Metallrohren zeugten von einer alten Kanalisation, die mit diesen Baustrukturen zusammenhing.

Die Befunde können mit dem Katasterplan von Rudolf Falkner (um 1865) korreliert werden: Im Osten gab es einen laubenartigen Anbau und zudem zwei Anbauten an die südliche Hangstützmauer. Der «Kellerschacht» im Osten weist demnach auf eine Latrine. Der westlich anschliessende Bau, dessen weisser Plättchenbelag an moderne Badezimmerwände erinnert, lässt auf einen Waschraum oder Ähnliches schliessen.

Abb. 8 Schnabelgasse 6 (2002/15). Plan der neuzeitlichen Befunde. – Zeichnung: Catrin Glaser. – Massstab 1:200

Legende

- 6 Hoffassade der neuzeitlichen Hauserweiterung (17. Jh.?)
- 7 Latrine und „Waschraum“ (19. Jh.)
- 8 „Jauchegrube“ (19. Jh.)
- 9 Östlicher Flügelbau, Vormauer der Hangstützmauer im Süden und Latrinenturm (um 1876)
- 10 Westlicher Flügelbau (um 1900).



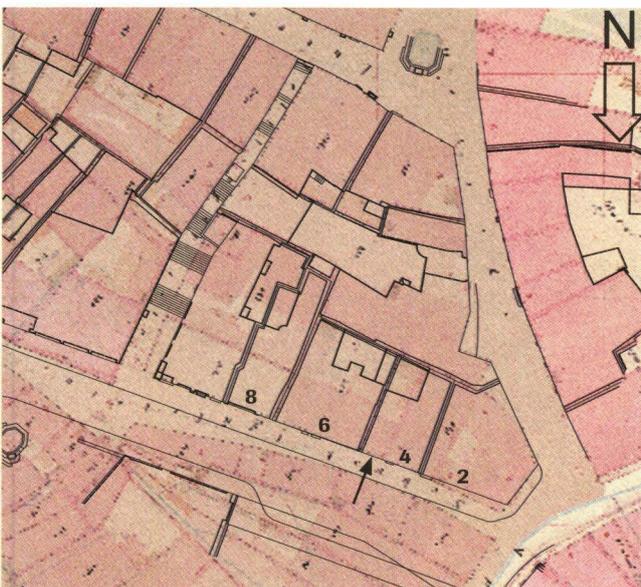
Der östliche Hofflügel erhielt seine heutige Gestalt im Jahr 1876. Etwa zur gleichen Zeit wurde die Hangstützmauer mit einer Vormauerung verstärkt, und man baute einen Latrinenturm an die nördliche Hoffassade (Abb. 8.9). Der Latrinenturm stand auf einem unterirdischen Backsteingewölbe mit Abwasserleitung, das seinerseits auf den Fundamenten einer Art Jauchegrube auflag (Abb. 8.8). Die kellerartige Grube war mit einem Tonplattenboden ausgelegt und vor dem Bau des Latrinenturms mit einer teerigen Masse und Bauschutt verfüllt worden. In den Bauplan-Akten fehlt jeglicher Hinweis auf diese Konstruktion, die nur wenig älter als der Latrinenturm sein dürfte.

Die letzte Umgestaltung des Hofes erfolgte in den Jahren um 1900: Damals entstand entlang der westlichen Parzellenmauer ein laubenartiger Riegel-Anbau mit Holzschuppen (Hühnerstall). Eine neuzeitliche Mauer (Abb. 8.10) diente als Fundament für diese Hoffassade.

2. Das Haus «zum dürren Sod» und seine Eigentümer

«Sodgasse» oder «bi dem dürren Sod» sind Bezeichnungen aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, die sich auf die Schnabelgasse bezogen, aber auch für den Gemsberg verwendet wurden⁹. Die Tatsache, dass nur das Haus an der Schnabelgasse 6 den Beinamen «zum dürren Sod» trug, liess vermuten, dass es einen Brunnen entweder auf der Liegenschaft selbst oder in nächster Nähe gab. In der Schnabelgasse 6 konnte jedoch kein archäologischer Nachweis für einen Brunnen erbracht werden. In einer Fünfergerichts-Akte von 1523 ist ein «Kenel ... vom Wasserstein in das Scharbengässlein» (Schnabelgasse) erwähnt, was zu-

Abb. 9 Schnabelgasse 6 (2002/15). Ausschnitt aus dem Falknerplan (um 1865) mit den alten, z.T. aufgehobenen Parzellengrenzen, überlagert mit aktuellen Vermessungsdaten der nachträglichen Überbauung. Man beachte die schmale Parzelle ohne Nummer zwischen Schnabelgasse Nr. 4 und Nr. 6 (Pfeil). – Montage: Hansjörg Eichin. – Massstab 1:1000.



mindest auf eine Art Abwasserleitung schliessen lässt. Jüngere Vermerke im Historischen Grundbuch aus dem 18. und 19. Jahrhundert erwähnen hingegen einen Sod- resp. Ziehbrunnen in der unmittelbaren Nachbarschaft¹⁰.

Die mittelalterliche Parzellenstruktur an der Schnabelgasse und am Gemsberg ist so gut wie unerforscht, und auch unsere Untersuchungen lassen diesbezüglich einige Fragen offen. Baupläne vom 19. und 20. Jahrhundert zeigen jedenfalls, dass in der Neuzeit komplexe Umstrukturierungen stattgefunden haben, wobei ältere Parzellengrenzen verschoben oder aufgehoben und Parzellen zusammengelegt wurden. Die neu entstandenen Parzellen hat man danach vollständig neu überbaut. Dies trifft insbesondere auf die heutigen Liegenschaften Schnabelgasse 8 und Trillengässlein 2 zu: Sie liegen quer über den älteren, parallel zur Schnabelgasse verlaufenden Parzellengrenzen, welche um 1901 bereits aufgehoben waren. Die heutigen Liegenschaften Schnabelgasse 2 und 4 gehörten bis 1862 zur Liegenschaft «zum Pflug», welche aus einem grossen Eckhaus am Spalenberg (Spalenberg 21 und Schnabelgasse 2–4) bestand. Auch hier wurden die Parzellen neu unterteilt (Abb. 9).

Die ursprüngliche Ausdehnung der Parzelle Schnabelgasse 6 ist nicht sicher bekannt. Während die Südgrenze durch die Hangstützmauer am Gemsberg und die Nordgrenze durch die Strassenfront der Schnabelgasse vorgegeben sind und seit dem Mittelalter wohl kaum stark verändert wurden, ist die seitliche Ausdehnung, insbesondere nach Westen, nicht sicher rekonstruierbar. Die Westmauer der hochmittelalterlichen Latrine lag 70 cm zurückversetzt unter der spätmittelalterlichen Parzellenmauer und könnte eine alte Parzellengrenze markieren. Das Fehlen des Nachweises von Kernbauten aus jener Zeit (12. Jh.)

Abb. 10 Schnabelgasse 6 (2002/15). Vergrößerter Ausschnitt aus dem Merianplan (1617) mit den zwei nebeneinander stehenden Wohnbauten an der Schnabelgasse 6 (eingekreist). – Eintrag: Hansjörg Eichin.



könnte aber auch bedeuten, dass die Latrine auf einer unbebauten Parzelle lag und von mehreren umliegenden Häusern aus zugänglich war. Die bestehende westliche Parzellenmauer aus dem 14. Jahrhundert wurde jedenfalls erst nach dem Bau des Vorderhauses errichtet. Im Historischen Grundbuch finden sich Hinweise, dass die ursprüngliche Parzellengrenze weiter westlich lag: 1507 kaufte nämlich Heinrich Kolp (Bäcker an der Schnabelgasse 6) eine schmale Nachbarparzelle mit Stall und Höflein, die im Historischen Grundbuch als «besondere Parzelle» und «Theil von 609 (Schnabelgasse 6) neben 608» (Schnabelgasse 2–4) bezeichnet wird. Die Parzelle bestand noch bis ins 19. Jahrhundert, und auffallenderweise hat sie auf dem Falknerplan (Abb. 9) keine eigene Parzellenummer.

Im Historischen Grundbuch wird das «hus by dem dürren Sode» (Schnabelgasse 6) 1388 erstmals aufgeführt. Sein damaliger Besitzer, der Bäcker Rudi Riff, verkaufte 1399 sein «zweiteil dess huss». Damit sind vermutlich zwei nebeneinander stehende Wohnhäuser (oder zumindest ein ohne Schwierigkeiten aufteilbares Gebäude) angesprochen, die auch noch auf dem Stadtplan von Matthäus Merian von 1615 erkennbar sind (Abb. 10): ein schmales Gebäude im Osten und ein westlich anschliessendes, breiteres Haus. Interessanterweise konnte eine entsprechende Unterteilung auch im Keller des Vorderhauses beobachtet werden. Um 1441 «...kofft Jakob Walthenheim...das halb hus und hofstatt». Von nun an wird die Liegenschaft als «das Brotbecken Hus» bezeichnet. Womöglich ist damit nur der Westteil der Parzelle gemeint, worin sich die Überreste des spätmittelalterlichen Hinterhauses befanden. Im 19. Jahrhundert (Mählyplan von 1845) sind die beiden Häuser bereits durch ein einziges, breites Haus ersetzt, das in seinen Dimensionen dem heutigen Bau entspricht.

Seit der ersten Nennung Ende des 14. Jahrhunderts bis ins Jahr 1563 war die Liegenschaft im Besitz von Bäckern, und einiges deutet darauf hin, dass hier zumindest zeitweise eine gewerbliche Bäckerei betrieben wurde. Es ist sicher kein Zufall, dass jeder Bäcker sein Haus wieder an einen Bäcker verkaufte. Schliesslich unterlag die Zulassung feuergefährlicher Gewerbe strengen Regeln und Einschränkungen (vgl. Kap. 3). Mit dem Kauf des Hauses übernahm jeder neue Bäcker das Backrecht, aber auch die damit verbundenen Verpflichtungen. Im Zeitraum von rund 150 Jahren sind sieben Bäcker namentlich verzeichnet, d. h. kein Bäcker blieb länger als 25 Jahre im Haus. Einzig die Bäckerfamilie Kolp hielt sich über zwei Generationen: Hans Kolp übernahm das Bäckerhaus 1480. Wenige Jahre später ging es an seinen Sohn Heinrich über. Interessant ist ein Vermerk aus dem Jahre 1524: Damals verkaufte die Witwe Heinrich Kolps «...das hus...mitsamt schif und geschir u. was zum Brotbecken handwerck gehört» – ein Hinweis darauf, dass hier tatsächlich eine Bäckerei betrieben wurde. Ein anderer Vermerk in einer Akte des Fünfergerichts bestätigt diese Vermutung: 1549 erhielt der Bäcker Othmar Kopp Besuch vom Fünfergericht, das einen «Augenschein ... betreffend sinem Ofen im hinderen Hus» nahm. Damit dürfte das archäologisch nachgewiesene Hinterhaus angesprochen sein, in dem offensichtlich ein (archäologisch nicht nachgewiesener) Backofen stand.

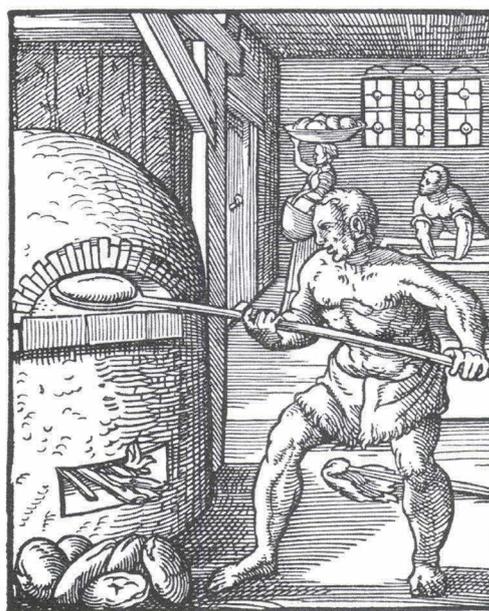
Eine Feuersbrunst leitete im Jahre 1556 das Ende der «Bäckerepoche» an der Schnabelgasse ein. Der Brand ist einzig in einer kleinen Basler Chronik vermerkt¹¹. Wenig später verkaufte der letzte Bäcker Othmar Kopp die Liegenschaft und neue Besitzer hielten Einzug.

3. Zum Bäckergewerbe in der mittelalterlichen Stadt

Das Bäckergewerbe unterstand ursprünglich dem strengen bischöflichen Hofrecht, das 1256 von einem Weistum abgelöst wurde, welches den Übergang in das Zunftrecht darstellt. In den sieben Artikeln des Weistums waren u. a. Grösse und Qualität der Backwaren geregelt, die vom Brotmeister kontrolliert wurden, aber auch Leistungen und Abgaben an den Fiskus, welche ihren Ursprung in einer Zeit hatten, in der noch keine Vorstädte die Altstadt umsäumten. Als gegen Ende des 13. Jahrhunderts und im 14. Jahrhundert die Vorstädte entstanden, hielten die Vorstadtbäcker Einzug. Sie waren nicht im Schutze der Stadt und hatten darum unterschiedliche Leistungspflichten einzu-

Abb. 11 Eine Backstube im 16. Jahrhundert. Nürnberger Holzschnitt aus der Werkstatt von Jost Amman mit Reimen von Hans Sachs. Aus: Das Ständebuch, Leipzig (o. J.) 41.

Der Beck.



Zu mir rein / wer hat Hungers not /
 Ich hab gut Weiss vnd Rücken Brot /
 Auß Korn / Weizen vnd Kern / bachen /
 Gefalsn recht / mit allen sachen /
 Ein recht gewicht / das recht wol schmeck /
 Seffel / Brezen / Laub / Spuln vñ Weck /
 Dergleich Fladen vnd Eyerfuchn /
 Thut man zu Ostern bey mir suchn.

halten. Im Gegensatz zu den Bäckern der Innerstadt mussten sie ihre Waren nicht auf dem städtischen Brotmarkt anbieten und dafür Marktgeld zahlen, sondern durften das Brot in ihren Häusern verkaufen. Ihre Abgaben waren ausserdem nur halb so hoch wie diejenigen der Altstadtbäcker¹².

1486 verordnete der Rat, dass sämtliche Bäcker der Innerstadt (mit Ausnahme der Bäckereien Brunhart und Guldenkopf an der Peripherie der Stadt) ihre Backöfen in die Vorstadt zu verlegen hätten. Vermutlich war Feuergefahr die Ursache dieser Verordnung, denn die Stadthäuser bestanden damals immer noch teilweise aus Holz und die Bäckereien stellten somit einen beträchtlichen Gefahrenherd dar. Das Backofengeld hatten die Bäcker aber nach wie vor in gleicher Höhe abzuliefern wie zur Zeit des Backens in der Innerstadt¹³. Es scheint, dass diese Weisung von der Bäckerzunft nicht widerstandslos akzeptiert wurde. Mit wiederholten Petitionen störten die Bäcker die Durchsetzung der Verordnung. Sie protestierten, verweigerten den Gehorsam, zahlten die Bussen nicht und liessen das Brot ausgehen. Der Rat antwortete mit exemplarischen Sanktionen; 1489 verwies er den Zunftvorstand zur Strafe in die Vorstadt und die wiederholten Versuche, das Verbot des Stadtbackens aufzuheben, blieben erfolglos¹⁴.

Es ist bemerkenswert, dass konkrete historische Hinweise auf einen Backofen an der Schnabelgasse auch nach dem Verbot des Innerstadt-Backens vorkommen. Die Erwähnung von Bränden in Bäckereien nach diesem Verbot könnte darauf schliessen lassen, dass diese Verordnung schon bald wieder aufgehoben oder nicht streng gehandhabt wurde. Dies trifft jedoch nicht zu, denn der Rat hielt zähe an der Kontrolle über die Bäcker fest. Einige der in die Vorstadt verwiesenen Brotbäcker waren Eigentümer ihres Backhauses in der inneren Stadt geblieben, und mit obrigkeitlicher Genehmigung war ihnen der Verkauf ihrer Backwaren in ihren Innerstadt-Häusern gestattet¹⁵. In Anbetracht des Widerstandes der Bäckerzunft gegen die Bestimmungen ist jedoch davon auszugehen, dass in der Altstadt trotz des Verbots auch weiterhin gebacken wurde.

4. Schlussbemerkungen

Das Umbauprojekt an der Schnabelgasse 6 bot die Gelegenheit, archäologische Untersuchungen in einem bislang wenig erforschten Gebiet durchzuführen. Anders als in den benachbarten Liegenschaften gab es im Bereich des untersuchten Objektes kaum störende Unterkellerungen, was eine unerwartet grosse Befunddichte zur Folge hatte. Zudem konnte anhand archäologischer Datierung der Befunde und dank der guten historischen Quellenlage eine enge Verbindung zwischen Archäologie und geschichtlicher Überlieferung hergestellt werden. So lieferte die Historik wichtige Hinweise zur mittelalterlichen Parzellenstruktur an der Schnabelgasse, aber auch zur Deutung der spätmittelalterlichen Befunde in der untersuchten Liegenschaft. Als wichtigstes Ergebnis kann diesbezüglich die Zuweisung zweier Gebäudeteile mit Mörtel- resp. Tonplattenboden zu einer spätmittelalterlichen Bäckerei angeführt werden. Die älteren archäologischen Befunde – eine

Latrine des 12. Jahrhunderts und Mauerfundamente des 13. und 14. Jahrhunderts – füllen ihrerseits die «Lücken» in der historischen Überlieferung: Sie zeigen, dass Überbauung und Nutzung der Liegenschaft schon im Hochmittelalter, vor der ersten historischen Nennung einsetzten. Funde von Hornzapfen und Tierschädelfragmenten deuten zudem auf eine mittelalterliche Hornmanufaktur hin.

Anmerkungen

- 1 Bauherr: Herr Th. Hupfer. Bauleitung: Architekturbüro K. Nussbaumer und Stamm Bau AG. Bauunternehmen: Wenk AG. Unser besonderer Dank geht an die Herren R. Weber (Stamm Bau AG) und M. Topal (Wenk AG) für die gut koordinierte und unkomplizierte Zusammenarbeit.
- 2 Freundliche Mitteilung von Philippe Rentzel (Labor für Sedimentologie des Basler Seminars für Ur- und Frühgeschichte).
- 3 FK 29 291, FK 29 293 und FK 29 298. Dieselbe Verfüllungsschicht (FK 29 293, FK 29 298, FK 29 299, FK 29 300) enthielt auch Reste von Schindeln und von «Konstruktionshölzern» sowie ein Filzstück. Bestimmung der Proben durch Herrn Werner H. Schoch (Labor für quartäre Hölzer, Langnau ZH) und Frau Antoinette Rast-Eicher (Büro für archäologische Textilien, Ennenda GL).
- 4 Wir danken Barbara Stopp (Osteologische Abteilung des Basler Seminars für Ur- und Frühgeschichte) für diese Hinweise. Vgl. auch die Interpretation der Hornzapfen- und Knochenfunde in: Dorothee Rippman et al., Basel-Barfüsserkerche (Basel 1987) 323 f.
- 5 Bearbeitung durch Rebekka Brandenberger. Vgl. Rebekka Brandenberger, Schnabelgasse 6 (D 2002/5), S. 278 f. im vorliegenden Band.
- 6 Ab hier sind diverse Kalk- und Sandsteinquader und nur noch vereinzelt Kieselwacken verbaut, und der helle, körnige Mörtel wird durch einen grauen, kiesigen und sehr harten Mörtel abgelöst.
- 7 Erste archäobotanische Untersuchungen ergaben, dass es sich bei der Holzkohle ausschliesslich um Föhre handelt, die weder als Brenn- noch als Bauholz typisch ist (Bestimmung durch Christoph Brombacher, Botanisches Institut, Universität Basel).
- 8 Im 2. Stock wurde unter dem Wandverputz ein ehemaliges Hoffenster festgestellt, das zugemauert und zu einer Nische umfunktioniert worden war. Dabei konnte ein Rahmenverputz mit Graumalerei beobachtet werden, der in die Zeit um 1600 oder später datiert. Wir danken Rebekka Brandenberger (Basler Denkmalpflege) für diese Informationen.
- 9 André Salvisberg, Basler Strassennamen (Basel 1999) 362.
- 10 1747 klagt Heinrich Beck, Besitzer der Schnabelgasse 6, gegen einen Nachbarn «wegen Auslauf von Wasserstein und Sodbrunnen». Dessen Haus «zum Maulbaum» kann aber nicht lokalisiert werden, da dieser Hausname nirgends sonst in den Akten auftaucht. In einer Verkaufsakte von

1844 wird hingegen ein Ziehbrunnen auf der Nachbarparzelle Schnabelgasse 2–4 vermerkt, welche direkt an die Schnabelgasse 6 anstiess.

- 11** Johann Gross, Kurtze Bassler Chronick (Basel 1624) 196: Zitat betr. 1556 – «Am Zinstag vor der Auffahrt um Mitternacht, verbrann einem Becken im Sargengässlin (= Scharbengässlein = Schnabelgasse) sein Hinderhaus...» Wir danken Christoph Matt, der uns auf diese Quelle aufmerksam gemacht hat.
- 12** Theodor Nordmann, Festschrift des Bäcker- und Konditorenmeister-Vereins Basel und Umgebung 1885–1935 (Basel 1935) 9–10.
- 13** Theodor Nordmann, Festschrift des Bäcker- und Konditorenmeister-Vereins Basel und Umgebung 1885–1935 (Basel 1935) 11.
- 14** Rudolf Wackernagel, Geschichte der Stadt Basel Bd. 2, 1. Teil (Basel 1911) 434.
- 15** Theodor Nordmann, Festschrift des Bäcker- und Konditorenmeister-Vereins Basel und Umgebung 1885–1935 (Basel 1935) 33.